

Matthias Buth

Kulturelle Aspekte zur Identität und deutschen Geschichte im östlichen Europa

Die Terrorflugzeuge am 11. September 2001 nach New York und Washington wollten nicht nur Gebäude zerstören, nicht nur tausende von Menschen in den Tod schicken, sondern ein Symbol in die Knie zwingen, das sie in den New Yorker Zwillingstürmen genauso sahen wie im Washingtoner Pentagon.

Und dies wurde von den Amerikanern auch so gesehen. Die amerikanische Nation rückte zusammen. *Stars and Stripes* beherrschten nach wie vor das Bild vieler Städte.

Aus der Reaktion in den USA sowie den außenpolitischen Konsequenzen, die für die Vereinigten Staaten und die NATO daraus gezogen wurden, lässt sich eindeutig herleiten: Es gibt Symbole, Chiffren, die für eine Nation stehen.

Und wenn es diese gibt jenseits des Atlantiks, so gibt es diese auch in

Europa. Und so auch in Deutschland.

In Deutschland käme keiner auf die Idee, die Bankenzentralen in Frankfurt am Main zu nationalen Symbolen zu erklären.

Aber welche sind es dann? Sind es nur die oberirdischen, die sichtbaren Baudenkmäler oder eher die geistigen, die unsichtbaren, die Wort- und Musikdenkmäler vielleicht?

Was würden wir Deutsche, was würden etwa 80 Millionen Menschen im Vereinigungsdeutschland im Jahre 2002 denken, wenn der Kölner Dom zusammenfiele? Oder das Manuskript von Goethes Faust, die Handschriften Heinrich Heines, eine Luther-Bibel, die Originalpartituren von Schumann-, Brahms- oder Schubert-Symphonien oder gar das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach verbrannt oder in anderer Weise vernichtet würden?

Welche Reaktionen hätten die Zerstörungen der Schriften von Johann Gottfried Herder oder der Kri-

tik der reinen Vernunft von Immanuel Kant? Wer würde leiden, wenn die Gräber großer Dichter, wie die von Joseph von Eichendorff, von Nikolaus Lenau oder von Martin Opitz, oder wenn die Gräber anderer Deutscher aus anderen Jahrhunderten und auch aus den beiden Weltkriegen im 20. Jahrhundert untergingen, vernichtet würden, als nicht existent erklärt würden? Wäre uns dies alles gleichgültig?

Mit dem 1. Januar 2002 ist der Euro eingeführt, ist also die D-Mark weggefallen, die uns einige Zeit Geländer und Halt war, uns im In- und Ausland zurechtzufinden.

Dieses Geländer fehlt nun. Wie weiter? Erst durch die Geschichte wird ein Volk seiner selbst vollständig bewusst, sagt Arthur Schopenhauer.

Aber: Wollen und können wir uns als Deutsche vollständig bewusst werden? Wie weit sind die Kreise zu ziehen – die regionalen, die epochalen, die kulturhistorischen?

Mentalitätsgeschichtlich ist die Bundesrepublik Deutschland nach wie vor ein Weststaat. Die neuen Bundesländer traten dem Geltungsbereich des Bonner Grundgesetzes bei. Demokratische und vor allem in ihren Grundwerten westlich orientierte Lebensformen wurden in den fünf neuen Ländern eingeführt – mehr *nolens* als *volens* – so scheint mir.

Östlicher ist die Bundesrepublik in den Grenzen von 1990 nur im Hinblick auf ihre Regionen geworden, in den Köpfen, in den Mentalitäten wohl noch nicht. Am *Go West* hat sich mentalitätsspezifisch nichts geändert. Der Osten ist leider manchen Synonym für Rückständigkeit oder vielleicht für etwas noch nicht ganz Ernstzunehmendes geblieben. Dies gilt teilweise innerhalb der Bundesrepublik, aber in verstärktem Maße für die Staaten in Ostmittel- und Südosteuropa, also für Polen, Russland, die Ukraine, Tschechien, aber auch für Rumänien oder Ungarn.

Aber es steht außer Frage: Dies ist kulturhistorisch völlig verfehlt, ungerecht und borniert. Dies hat mit einer offenen Wahrnehmung unserer eigenen Geschichte, der Geschichte zwischen Breslau und Stettin, Königsberg

und Glogau, der Siedlungs- und Kulturge schichte in den baltischen Staaten oder in Böhmen und Mähren, in der pan nonischen Tiefebene oder in Siebenbürgen nichts zu tun!

Mangelnde kulturelle Integration

Die europäische Einigung, der für 2004 bevorstehende Beitritt unserer östlichen Nachbarstaaten zur Europäischen Union haben zwar einiges in Gang gebracht, ein vertiefter Blick in die Geschichte dieser Länder und Regionen war bisher jedoch nur ganz wenigen vorbehalten. Die große Mehrheit der Bundesbürger hat die Aufgabe der europäischen Integration wohl doch mehr auf die Politik delegiert. Und wo es um die deutsche Kultur und Geschichte ging, wurde sie auf Vertriebene und Flüchtlinge begrenzt. Die Geschichte der Deutschen und vornehmlich die deutsche Geschichte in ihren preußischen Provinzen und im Kontext der Länder und Völker in Ostmitteleuropa spielen in Wissenschaft und Kultur in der Bundesrepublik Deutschland keine prominente Rolle, sondern eher die des nicht ganz so Vordringlichen und wenig Modernen.

Die im letzten Jahr begangene Erinnerung an

die 300-jährige preußische Geschichte, die mit der Selbstkrönung in Königsberg 1701 begonnen hatte, hat daran nicht viel geändert. Allzu ängstlich wurde Preußen argumentativ beleuchtet und fast auf „Brandenburg-Preußen“ reduziert; Königsberg, Ostpreußen oder Schlesien wurden als alte deutsche Kulturlandschaften kaum in ein breiteres Bewusstsein gerückt.

Warum befassen wir Deutsche uns mit unserer eigenen Geschichte, die ja in weiten Teilen stets auch eine europäische ist, nicht intensiver? Warum wissen Studenten und Schüler so wenig von ihrem eigenen Herkommen und dem ihrer Väter und Großväter? Dies ist – im Hinblick auf die PISA-Studie – nur zu einem Teil ein Vermittlungsproblem in den Schulen, es ist vielmehr Ausdruck des fehlenden Selbst-Bewusstwerdens unserer Nation im Sinne Schopenhauers.

Dies scheint zwei Gründe zu haben:

Zum einen ist die Kulturgeschichte der Deutschen zwischen Stettin und Königsberg, Sankt Petersburg und Krakau, Breslau und Prag, Pressburg und Temeswar, Cernowitz und Hermannstadt deshalb jahrzehntelang verdrängt worden, weil Auschwitz, das heißt die Schuld der Deutschen und

Deutschlands, kein unbefangenes Erinnern und Erforschen erlaubte. Schon 1964 sagte der Publizist und Verleger Wolf Jobst Siedler, deshalb sei der historische deutsche Osten „doppelt verloren“, da er nicht nur territorial verloren sei, sondern weil im Hinblick auf die Verbrechen, die von uns Deutschen begangen wurden, ein wehmütiges Erinnern nicht erlaubt sei – eine Erkenntnis, der man heute, im Jahre 2002, vielleicht doch widersprechen könnte.

Widerspruch ist insfern auch angezeigt, weil der Zugang zu dem, was Auschwitz ist und für was es steht, in den letzten fünf Jahrzehnten auch etwas Ausgrenzendes hatte. Denn waren von den sechs Millionen in Rauch aufgegangenen Menschen nicht auch viele Hunderttausend Deutsche beziehungsweise deutsch Sprechende, also unsere Nachbarn, Menschen, die sich als Deutsche verstanden oder die sich zumindest der deutschen Geisteswelt, der Literatur, Musik und Kunst verschwisterten fühlten?

Denken wir an Ernst Toller, Ludwig Baeck und natürlich an solche Menschen, die Auschwitz entronnen sind und die für das stehen, was hier gemeint ist, denken wir an Menschen wie Marcel

Reich-Ranicki und Ruth Klüger.

Zum Zweiten ist das Interesse am Deutschen im östlichen Europa nur reduziert, weil die Menschen zwischen Lübeck und München, Berlin und Köln die 12 Millionen Vertriebenen und Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR als Eindringlinge, als Fremde betrachteten, die sich einzupassen hatten in die vorhandene Gesellschaft und Mentalität an Elbe und Rhein. Hinzu kam aus dominanter Wirtschaftswundergläubigkeit der fast paranoide „Blick nach vorn“ der Nachkriegsgesellschaft in der Bundesrepublik sowie in der DDR die SED-gesteuerte Geschichtsbetrachtung, nach der ein Königsberger, der es nach Leipzig oder Dresden geschafft hatte, oder ein Schlesier oder ein Sudetendeutscher in der Lausitz ein „Um-siedler“, ein geradezu freiwillig von Ost nach West transferierter Mensch war und zu sein hatte – so wurde von der SED-Geschichte verbogen.

Das Stigma der Vertriebenenkultur

Die alten deutschen Kulturlandschaften im östlichen Europa galten den Menschen in den beiden deutschen Teilstaaten da wie dort nicht relevant, oder sie wurden als „Ver-

triebenenkultur“ stigmatisiert und in die Kreisliga relevanten Kulturerbes herabgestuft.

Wir müssen uns fragen, wie weit wir die Diskussion bei unseren Nachbarn, so in Polen, wirklich wahrnehmen. Dort vollzieht sich in der historischen Wahrnehmung ein tief greifender Wandel. Und so bezeichnete zum Beispiel der ehemalige polnische Botschafter Janusz Reiter die deutschen Vertriebenen als „wichtiges Potenzial für das deutsch-polnische Verhältnis“ und verwies darauf, dass das größte Problem gegenwärtig das vielfach verbreitete kulturelle Desinteresse sei.

Wenn wir uns als Deutsche definieren wollen, werden wir uns verschiedener Deutungsmethoden bedienen müssen. Deutschland, das ist das *Wintermärchen* Heinrich Heines, aber auch in den Jahren 1933 bis 1945 ein Todesreich, denn „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“, wie Paul Celan schrieb, jedoch auch und vor allem das Sprachland, das „Heimatlandwort“, wie Rose Ausländer aus Cernowitz dichtete.

Das „gelehrte Deutschland“, von dem Schiller spricht, kann nicht identisch sein mit dem politischen und ist mithin nicht begrenzt auf das Vereini-

gungsdeutschland des Jahres 1990. Das geistige Deutschland liegt unter anderem in der Friedenskirche in Schweidnitz, die mit polnischer Hilfe im Dezember letzten Jahres zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt worden ist; es liegt bei Kant und Hamann, in Archiven von Cernowitz und Bukarest, in den Kirchenburgen Siebenbürgens, aber auch in den Versen von Paul Celan, Nikolaus Lenau sowie in der Musik, die in manchen Konzentrationslagern gespielt und komponiert wurde.

Nationale Selbstfindung

Unverzichtbar auf dem Wege zur Selbstfindung als Nation, als demokratische Zivilgesellschaft ist es, die Kohärenz unserer deutschen und europäischen Geschichte zu erkennen und verständlich zu machen, die histori-

schen Wurzeln freizulegen und die Interkulturalität jedes Menschen in Geschichte und Gegenwart zu erkunden und die Interferenzen von Kulturräumen anschaulich zu machen – und zwar uns selbst und unseren Nachbarn. Diese Suche nach eigener Identität hat nichts Abgrenzendes. Es geht nicht darum, Standarten des tatsächlichen oder angemessenen Eigenen vor sich herzutragen. Johann Gottfried Herder aus dem ostpreußischen Mohrungen wusste, dass die Identität als Nation gefasst sein muss von einem europäischen, transnationalen Humanismus. Das Aufgehen der Nation, der Volkskultur in diesen Humanismus – das war seine eigentliche Botschaft.

Deutsche Geschichte, ja das Deutschland, auf das wir uns beziehen sollten und dürfen, ist das

Sprach-Land, ein Gefilde des Geistes und der Kunst, von dem so viel *Grandezza* ausgeht, dass es sich lohnt, sich damit näher zu befassen.

„Ex oriente lux“: Dieser Ausspruch bestimmt nicht nur die Himmelsrichtung, sondern auch die Erkenntnis, dass das christliche Abendland ein Begriff ist, der ein einigendes Band um das legt, was Thomas Mann nach dem Krieg das „europäische Deutschland“ genannt hat.

Auf dieses Deutschland warten unsere Nachbarn, besonders die Tschechen, Polen, Russen, Rumänen und Ungarn. Sie wollen den Dialog über die Kultur der Deutschen, die in ihren Ländern gelebt haben und die sie nicht vergessen wollen, denn Kultur kann Ferment für Austausch und Bereicherung sein. Mit der Sonde der Wahrhaftigkeit ließe sich das verwirklichen.

Zurück zu den Urgründen

„Es hat etwas Schamloses, wenn sich Deutsche, die Amerika Freiheit und Frieden verdanken, in der Welt beliebt machen wollen, indem sie sich auf dem Rücken der Vereinigten Staaten als die einzigen wahren Friedensspezialisten zu profilieren versuchen.“

Rot-Grün hat sich nicht gescheut, am Ende der Legislaturperiode teilweise zu den eigenen Urgründen zurückzukehren. Die Lernprozesse waren weniger nachhaltig, als es aussah. Das ist sehr schade. Hätte die Linke ihren weltblindem Friedensrigorismus überwunden, hätte sie den Anteil des militärischen und gleichermaßen moralbegründeten Realismus am Erfolg der Bundesrepublik Deutschland wirklich anerkannt: Es wäre, anders als Schröders Spiel mit dem nationalen Sentiment, ein Beitrag zur nationalen Selbstfindung gewesen.“

Thomas Schmid am 20. September 2002 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*